

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 142.

Posen, den 11. Dezember 1927.

Nr. 142.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

Der Seewolf.

Von Jack London.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Meine Spannung war furchtbar. Thomas Murgidge hingegen fand die Geschichte außerordentlich lustig, er steckte fortwährend den Kopf zur Kombüse heraus, um scherzhafte Bemerkungen zu machen. Wie ich ihn haßte! Und wie mein Haß in diesen bangen Minuten ins Riesenhafte wuchs! Zum erstenmal in meinem Leben verspürte ich die Lust, zu morden.

Wohl eine halbe Stunde verging. Da sah ich Johnson in einem Wortwechsel mit Louis. Er endete damit, daß Johnson den Arm des andern, der ihn halten wollte, beiseiteschob und nach vorn ging. Er überquerte das Deck, sprang in die Takelung und begann zu klettern. Aber das schnelle Auge Wolf Larsens hatte ihn erfasst.

„Hallo, Mann, wohin?“ rief er.

Johnson hielt im Klettern inne. Er blickte seinem Kapitän in die Augen und sagte langsam:

„Ich will den Jungen herunterholen.“

„Du wirst herunterkommen und das ein bißchen plötzlich. Verstanden? Runter!“

Johnson zögerte, aber der langjährige unbedingte Gehorsam gegen den Herrn des Schiffes übermannte ihn; er glitt aufs Deck herab und ging nach vorn.

Um halb sechs ging ich hinunter, um den Kajütentisch zu decken, aber ich wußte kaum, was ich tat, denn immer sah ich den totenbleichen, zitternden Menschen vor mir, der sich wie ein Käfer an die Gaffel klammerte. Als ich um sechs Uhr an Deck kam, um das Abendbrot aufzutragen, sah ich Harrison immer noch in derselben Lage. Die Unterhaltung bei Tisch drehte sich um andere Dinge. Kein einziger schenkte sich für das so grundlos gefährdete Leben zu interessieren. Als ich aber noch einmal nach der Kombüse mußte, sah ich zu meiner Freude Harrison nach der Back schwanken. Er hatte endlich den Mut zum Herunterklettern gefunden.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, muß ich eine Unterhaltung berichten, die ich mit Wolf Larsen in der Kajüte hatte, als ich das Geschirr aufwusch.

„Sie sahen sehr schlecht aus heute nachmittag,“ begann er. „Was fehlte Ihnen?“

Er wußte natürlich gut, was mich beinahe so elend wie Harrison gemacht hatte, er wollte mich nur reizen. Ich antwortete: „Es war die rohe Behandlung des Jungen.“

Er lachte kurz: „Wohl eher Seekrankheit. Mancher kriegt sie, mancher nicht.“

„Nein, das war es nicht,“ antwortete ich.

„Doch gewiß,“ fuhr er fort. „Die Erde ist so voller Roheit wie das Meer voller Bewegung. Manchen macht dies krank, manchen jenes. Das ist alles.“

„Aber Sie, der Sie Spott mit Menschenleben treiben, legen Sie dem Leben gar keinen Wert bei?“ fragte ich.

„Wert? Was für Wert?“ Er sah mich an, und obwohl seine Augen ruhig und unbeweglich waren, erschien

doch ein zynisches Lächeln in ihnen. „Was für einen Wert? Wie ermessen Sie es? Wer schätzt es?“

„Ich selbst,“ gab ich zur Antwort.

„Wieviel ist es Ihnen denn wert? Das Leben eines anderen, meine ich. Nun, heraus damit! Was ist es wert?“

Merkwürdig: irgendwie fehlte mir, der ich sonst nie um Worte verlegen war, der Ausdruck, wenn ich mit Wolf Larsen verhandelte. Ich bin später zu der Erkenntnis gelangt, daß teilweise die Persönlichkeit des Mannes, zum größten Teil aber seine völlig andere Einstellung schuld daran war. Vielleicht war es auch die elementare Einfachheit seines Denkens, die mich verwirrte. So direkt ging er stets auf den Kern einer Sache los. Der Wert des Lebens? Wie sollte ich eine solche Frage stehenden Fußes beantworten? Die Heiligkeit des Lebens war für mich immer etwas Gegebenes gewesen. Daß es einen Wert besaß, war eine Wahrheit, die ich nie bezweifelt hatte. Und als er diese offensibare Wahrheit jetzt ansah, war ich ratlos.

„Wir sprachen gestern davon,“ sagte er. „Ich behauptete, das Leben sei ein Gärstoff, ein Ferment, das Leben frähe, um selbst leben zu können, und das Leben sei nichts als erfolgreiche Gemeinheit. Nun, wenn es auf Angebot und Nachfrage ankommt, so ist das Leben das billigste auf der Welt. Es gibt soundsoviel Wasser, so undsoviel Erde, soundsoviel Luft, aber Leben, das geboren werden möchte, gibt es zur Unendlichkeit. Die Natur ist eine Verschwenderin. Denken Sie an die Fische und ihre Millionen von Eiern. Denken Sie an mich oder sich. In unsern Venden ruhen Möglichkeiten für Millionen von Leben. Hätten wir nur Zeit und Gelegenheit, um jedes bißchen ungeborenen Lebens in uns auszunutzen, wir würden die Väter von Nationen werden und Kontinente bevölkern. Leben? Pah! Es hat keinen Wert. Von allem, was billig ist, ist Leben das billigste. Die Natur streut es verschwenderisch aus. Wo Raum für ein Leben ist, sät sie tausend, und Leben kriecht Leben, bis nur das stärkste und gemeinste übrigbleibt.“

„Sie haben Darwin gelesen,“ sagte ich, „aber Sie haben ihn mißverstanden, wenn Sie den Schluß ziehen, daß der Kampf ums Dasein Ihr mutwilliges Vernichten von Leben rechtfertigt.“

Er zuckte die Achseln. „Sie wissen wohl, daß Sie dabei nur an das menschliche Leben denken, denn auf Fleisch, auf Geflügel und Fische verzichten Sie so wenig wie ich oder sonst jemand. Und menschliches Leben unterscheidet sich in keiner Beziehung von tierischem. Warum sollte ich sparsam sein mit diesem Leben, das so billig und wertlos ist? Es gibt mehr Matrosen als Schiffe für sie auf dem Meere, mehr Arbeiter als Maschinen für sie. Sie leben ja auf dem Lande und Sie wissen doch, daß man Ihre Armen in den ungeheuersten Stadtvierteln unterbringt und Hunger und Pest auf sie losläßt, und daß die Zahl derer beständig wächst, die aus Mangel an einem Stückchen Brot und einem Bissen Fleisch zugrunde gehen. Ist das nicht Vernichtung von Leben? Haben Sie je die Londoner Dockarbeiter wie wilde Tiere um eine Arbeitsgelegenheit kämpfen sehen?“

Er schritt nach der Kajütstreppe, drehte aber nochmals den Kopf, um ein letztes Wort zu sagen. „Wissen

Sie, welches der einzige Wert des Lebens ist? Den es sich selbst zulegt. Und das ist natürlich eine Ueberschätzung, eine Bewertung in eigener Sache. Nehmen Sie den Mann, den ich nach oben gehen ließ. Er klammerte sich an, als wäre er etwas überaus Wertvolles, ein Schatz, wertvoller Diamanten und Rubinen. Für Sie? Nein. Für mich? Keineswegs. Für ihn selbst? Ja. Aber ich mache seine Schätzung nicht mit. Er überschätzt sich maßlos. Wäre er heruntergestürzt, die Welt würde keinen Verlust erlitten haben. Lediglich für sich selbst besaß er einen Wert. Und dabei verliert er nichts; denn mit dem Verlust seiner selbst verliert er das Bewußtsein seines Verlustes. Nicht wahr? Nun, was sagen Sie dazu?"

"Daß Sie jedenfalls folgerichtig handeln," war alles, was ich sagen konnte, und dann machte ich mich wieder ans Aufwaschen.

Nach drei Tagen wechselnden Windes waren wir endlich in den Nordostpassat gekommen. O dieser wunderbare, mächtige Passat! Den ganzen Tag segelten wir, die ganze Nacht, den nächsten Tag und die nächste Nacht und wieder Tag um Tag, immer vor demselben stetigen, Winde.

Sie stimmt mich trübe und wieder froh, diese Eile, mit der wir San Franzisko hinter uns lassen und hinab in die Tropen schäumen. Mit jedem Tage wird es fühlbar wärmer. Fliegende Fische zeigen sich schon, und nachts versucht die Wache die auf Deck gefallenen zu fangen. Thomas Mugridge hat seine obligate Bestechung bekommen, und so steigt aus der Kombüse der herrliche Duft von gebratenen fliegenden Fischen, während vorn und achtern Delfinfleisch aufgetischt wird. Johnson hat die schimmernden schönen Tiere von der Spitze des Bugspriets aus gespeert.

Johnson verbringt fast die ganze Zeit dort und beobachtet die „Ghose“, wie sie das Wasser unter dem Druck ihrer Segel durchschneidet. Leidenschaft und Bewunderung leuchten aus seinen Augen, und in einer Ari Verzückung starrt er auf die schwellenden Segel, das schäumende Kielwasser und das Heben und Senken über die nassen Berge, die majestätisch unserer Bahn folgen.

Tage und Nächte sind ein Wunder und wildes Entzücken, und obgleich meine traurige Arbeit mir nur wenig Zeit läßt, stehe ich mir doch hier und da einen Augenblick, um immer wieder auf die unendliche Pracht zu schauen, die in der Welt zu finden ich mir nicht hätte träumen lassen. Der Himmel droben ist fleckenlos blau — blau wie das Meer selbst, das unter dem Bug wie azurfarbener Atlas schimmert.

Eine Nacht werde ich nie vergessen. Ich hätte schlafen sollen, lag jedoch auf der Back und blickte hinab auf das geisterhafte Schaumgekräusel, das der Bug der „Ghose“ beiseiteschob. Und das leise Murmeln verzauberte mich, und ließ mich vergessen, daß ich „Hump“, der Kajütsjunge, daß ich von Weiden war, der Mann, der fünfunddreißig Jahre zwischen Büchern verträumt hatte. Aber eine Stimme hinter mir rief mich in die Wirklichkeit zurück. Es war die wohlbekannte Stimme Wolf Larzens, stark wie die unüberwindliche Sicherheit des Mannes und doch weich wie die Worte, die er sprach:

O die Tropennacht! Sie glüht
Und das Meer von Funken sprüht
Und den Himmel kühl.
Stetig zieht der Bug voran
Seine kernbesäte Bahn.

Ich sah ihm ins Gesicht. Es glühte von Licht wie das Meer selbst und seine Augen schimmerten im Sternenschein.

„Ich bin, offen gestanden, ganz erkaunt über Ihre Begeisterung," erwiderte ich kalt.

„Ja, Mann, das ist das Leben! Das Leben selbst!" rief er.

„Das eine billige Ware ohne Wert ist," gab ich ihm mit seinen eigenen Worten zurück.

Er lachte und es war das erstemal, daß ich eine ehrliche Lustigkeit in seiner Stimme hörte.

„Sie wollen also nicht verstehen, was Leben heißt. Natürlich ist das Leben wertlos, außer für einen selber. Und ich kann Ihnen sagen, daß mein Leben jetzt gerade recht wertvoll ist — für mich. Es ist um keinen Preis zu kaufen, was Sie sicher für maßlose Ueberschätzung halten werden.“

Er schien nach Worten zu suchen, um seine Gedanken auszudrücken, und fuhr dann fort:

„Wissen Sie, ich bin seltsam gehoben. Die ganze Zeit fühle ich einen Widerhall in mir, als wäre alle Macht der Welt mein. Ich erkenne die Wahrheit, ich kann göttlich Gutes von Bösem, Recht von Unrecht unterscheiden. Ich sehe weit und klar. Aber — und seine Stimme veränderte sich, und das Licht erlosch auf seinem Antlitz — was ist das für ein Zustand, in dem ich mich befinde? Diese Lebensfreude? Dieser Triumph des Lebens? Das ist etwas, das kommt, wenn die Verdauung nicht gestört, wenn der Magen in Ordnung, der Appetit gut ist und der ganze Organismus richtig funktioniert. Es ist das eine Bestechung des Lebens, Champagner des Blutes, das Aufwallen des Ferments — manchen gibt es heilige Gedanken ein, andere läßt es Gott sehen. Das ist der Rausch des Lebens, das Aufbrausen des Gärstoffes, das Murmeln des Lebens, das trinken ist von dem Bewußtsein, zu leben. Und — pah! Morgen muß ich dafür zahlen, wie der Säuser zahlen muß. Schon ist der Champagner schal geworden. Das Funfeln und Prideln ist vorbei und es ist ein fades Gesöff.“

Er verließ mich ebenso plötzlich, wie er gekommen war, lautlos mit der Wucht und Leichtigkeit eines Tigers. Die „Ghose“ pflügte sich ihren Weg. Das Gurgeln am Bug tönte wie Schnarchen, und als ich darauf lauschte, da verließ mich allmählich der Eindruck, den Wolf Larzens rascher Wechsel von hoher Begeisterung zu tiefer Verzweiflung auf mich gemacht hatte. Dann erklang mittschiffs der kräftige Tenor eines Matrosen, der das „Lied des Passats“ sang:

Ich bin der Wind, den der Seemann liebt —
Ich bin die Stärke und Treue,
Er folgt meiner Spur in den Wolken hoch,
Ueber die unergründliche Bläue.
Durch Licht und Dunkelheit folg' ich der Spur
Des Schiffes wie ein Hund,
Morgens und mittags und mitternachts
Blas ich die Segel ihm rund.

Manchmal glaube ich, daß Wolf Larzen verrückt oder doch wenigstens nicht ganz richtig ist wegen seiner seltsamen Launen und Grillen. Dann wieder halte ich ihn für einen großen Menschen, für ein Genie, das sein Ziel verfehlt hat. Sicherlich ist er ein ausgesprochener Individualist. Und dazu ist er sehr einsam. Seine gewaltige Männlichkeit und Geisteskraft verleihen ihm eine Sonderstellung. Es besteht keine geistige Gemeinschaft zwischen ihm und den anderen Männern an Bord. Wie Kinder behandelt er sie, läßt sich zu ihnen herab und spielt mit ihnen wie mit jungen Hunden. Sonst aber behandelt er sie mit der Grausamkeit eines Divisfektors. Duzende von Malen habe ich gesehen, wie er bei Tisch diesen oder jenen Jäger mit kühlen, wachen Augen und vor allem mit einer gewissen Neugier beleidigte und dann seine Entgegnungen und seine kleinlichen Wutausbrüche mit einem Interesse beobachtete, das mir, dem verstehenden Zuschauer, beinahe lächerlich erschien.

Um einen seiner Einfälle zu zeigen, will ich erzählen, was Thomas Mugridge in der Kajüte justie. Eines Tages, gleich nach dem Essen, als ich eben mit dem Aufwaschen fertig war, kamen Wolf Larzen und Thomas Mugridge die Treppe herunter. Sonst wagte sich der Koch nicht in die Kajüte.

(Fortsetzung folgt)

Albumblatt.

Bei dem Freunde im Album heut,
wo sie geordnet beisammen stehen,
hab ich seit langer, langer Zeit
all meine Lieben woergefunden.

Süße Wehmut mit einem Mal
schleierte mir die Augen bei allen
— auf ein Bildchen — o bittere Qual! —
ist mir gar Träne um Träne gefallen...

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Kurt Vow.
Berlin, dem Buche „Dichtungen“ von Thomas Wilhelm Reimer,
entnommen.)

Alle Tage Gloria.

Geschichten von unserer Tochter Manana.

Unter diesem Titel hat Helig Riemlaken soeben im
Brunnen-Verlag, Karl Winkler, Berlin S.W. 68, ein
prächtig bezügtes Buch veröffentlicht (Preis brosch. 4 M.,
Reinen 5,50 M.). Es enthält über 30 Kindergeschichten
— aber für Eltern. Es enthält noch mehr: ein Stück
wirkliches Leben mit ergößlichem Seufzen, Klage und
einem kleinen Gelächter nach einem kleinen Unwollen. —
Viele originelle Photos treten als frischer und heiterer Buch-
schmuck hinzu. Mit Genehmigung des Verlages veröffent-
lichen wir das folgende reizende „Begegnis“.

Der Luftballon.

Wenn die Philosophie oder die Geschäfte im Vord zu mächtig
werden und das Gedröhn des Alltags ihn schier bestimmen möchte,
ernst und ärgerlich zu werden und die Richtung seines Lebens
mit geschäftlicher Vorsicht zu bedenken, ja, und wenn es ihn also
antwöhnt, das Innenleben eines gehobenen Subalternbeamten
mit bestandener Prüfung anzunehmen und auf seinen Wegen durch
die Stadt in den Fischladen, den Fleischerladen und in andere
Läden zu schauen und dabei der gedrückten Lage des Mittelstandes
mit gelinder Umwölkung nachzutrübeln und er also — kurzum
gelagt, auf dem Wege ist ein kompletter Pfaffen zu werden —
dann erinnert er sich mit einem Vergnügen, das ihn heimlich
grinsen läßt, daß er zu Hause hinter seinen Büchern, Schwanen
und Schatzkästen und noch neben seiner Frau ein quälendes,
kleines Kind sitzen hat, das sich „Tochter“ nennt und das von
allen Wörtern am liebsten dieses eine spricht: „Haben, haben!“
Und dieses Kind ist rund und quälend und wird gerade zwei
Jahre alt und steht somit in schönster Blüte aller Eigenschaften
des Geschlechts, des Geschlechts und des Gemüthes und ist über-
golde vom Sonnenchein vollendet der Ahnungslosigkeit über die
bösen Seiten des Daseins. Tappt also vertrauensvoll hinein in
alles und greift wader drein in Feuer und scharfe Messerlingen.

Und dieses Dinglein also verlor seinen großen Vati —!
Sage nur keiner, es sei ein bloßes Quack, ein Unbedeutend und
Dummchen. Sogar! Das ist ein Mensch mit regem Verstand. Schon
sucht es sich einzurichten in dieser Welt und jagt sich beharrlich
und unermüdet voll Erkenntnis, wie ein Erdmann sich voll
Wasser jagt und zuletzt noch tröstend reich wird.

Dieses Quack namens Lüttjepopp besucht auch schon die Ma-
dame. Die Madame ist eine grundeinfache Sache und dabei un-
barm und plausibel wie nichts anderes. Da schleppt sich also her
dies, kleine Kuckelchen leuchtend an dem Kinderfüßchen ab und
bunzt es — haut vor dem Fenster auf die Erde hin und klettert
dann mit großmächtigen Bemühungen hinauf und reicht nun —
Gott, welch ein Gefährd des schlauesten Triumpfes — mit der
Stupsnase bis geradehin an die Holzumrahmung des Fensters
und gewinnt somit weichen Blick in die Straße, in die Welt, in die
schiere Unendlichkeit. Da wird es offenbar, daß die Welt außer
Vati und Mutti und Onkel Doktor noch viele andere bewunder-
liche Dinge enthält, wie zum Beispiel Wägen, Holzbock, die Hühner-
bahn und das böse Lurkutur. Drüben wohnt sogar der gefährliche
Mann, der Lüttjepopp neulich trotz des gewaltigsten Gebrülles un-
heimlicher, flehender Angst fürchterlich die Haare aufgesperrt hat...
Und dort, auf der Straße, kommen eben in diesen Tagen so viele
Kinder vorüber, und die Kinder haben alle einen „Luftballon“,
und nur Martians — das sich Manana nennt — hat noch keinen
Luftballon.

Das erzählt sie Vati alle Tage und schaut ihn dabei an aus
so wunderbar klaren, erwartungstollen Augen, aus solcher bitter-
den und felsenfest glaubendem Ja-So-Frage — nicht wahr, Vati? —
daß also Vati sich aufmacht und vom Topfmarkt aus über Wolweg
und Steinweg — und zwischen Reklamisten, Professoren und Ober-
postsekretären hindurch, an Mai- und Kunstmenschen und an ferio-
sester Welt vorbei, gefolgt und begleitet von Wägen und doch
wieder gebadet auch vom feinen Lächeln der Güte in stillen, hü-
schen Frauengesichtern — einen regelrechten, wirklichen, knallroten
Luftballon freischwebend nach Hause schafft.

Lüttjepopp erblickt diesmal ihren eigenen Vati viel weniger
als den an ihm befindlichen Luftballon und fängt mit lediger
Gier sofort an, dieses glühende, fremde, widerspenstige Tier zu
händigen, es an den kindlichen Zweifelsbuben zu quetschen, um
das seltsame Gabe-Gefühl richtig zu haben. Und mit großen Augen

voll namenloser, geistiger Bestimmtheit folgen ihre Blicke, sobald
der Ballon ihren ungeschickten Nerven entflücht, leichtfertig und
einmal schaukelnd zur Decke steigt und dann — o Wunder — oben
nohnenbleibt. Es ist eine furchtbar aufregende, geheimnisvolle
Sache mit diesem Streifen, dem Schwebding.

Inzwischen aber kommt sie doch der Drang zu natürlichen Er-
schrecken an, und um der Natur den gewohnten freien Lauf zu
lassen und ihn nicht durch seelische Hemmungen zu hindern, ver-
bleibt nichts anderes, als daß man ihr die Schnur um das feste
Speckhändchen tut, und so also sitzt sie dort, gläubig und fest den
blanken Freudenblick unabwackend nach oben gerichtet und... und
macht.

Dies also siehst du — so sagt sich Vati —, du Gegenwärtiger,
du Vereins- und Ehungsmensch, du Padesel des Verdrusses und
Affe der Ernsthaftigkeit, und wie du es siehst, da wirst du inne
— sofern du nicht unrettbar schon innerlich Beamter geworden
bist — daß alles Sorgen und Laufen und Schaffen und die ganze
erbärmliche Jagd nach dem „Geld“ noch nicht den hundertsten
Teil wert ist von dem, was das toffikende, hochschauende, gläubige,
feste und unbedingte glückliche Lüttjepopp an wunderbarer Sonne-
seligkeit innehat und an die großen, starken, überklugen Mal
sogar noch abzugeben hat.

Aber dämmert das einem jeden? Womit da nicht irgend ein
verstorbenes Junges, so ein Ballon koste doch Geld? Rotes?
Nein, er bringt noch etwas ein. Du meinst, eine Ausgabe zu
machen, aber siehe, es frönt dir statt dessen unendliche Einnahme
an wahrhafter Sicherheit zu und von allen reichen Vätern bist
du heute der reichste geworden.

Höchstens Lüttjepopp kann noch weicher sein. Gud doch hin,
wie sie funkt vor Gold und Strahl und Widerscheta! Und wie
verdrückt wird sie morgen früh dreinschauen, wenn nur ein schlappes
Häuflein Gummi ohne Auftrieb an der Strippe hängt? Ge?
Aber davon ahnt sie heute noch nichts; und was „morgen“ ist,
das mühte ihr gundacht einmal jemand harmachen.

Liebesabenteuer am Amazonasstrom.

Ein junger Forschungsreisender, Dr. William Montgomery
Mc. Govern, ist kürzlich von seiner Reise durch die wilden Gebiete
am Oberen Amazonasstrom zurückgekehrt und weiß von seinen
Erlebnissen natürlich hochinteressante Einzelheiten zu erzählen.
Was die Frauen betrifft, denen er bei seiner Expedition begegnete,
so waren es in der Hauptsache Indianerinnen, schone, schwarz-
haarige Geschöpfe.

In seinem Buch „Dschungelwege und Indianerinnen“ erzählt er
von einer schönen jungen Indianerin, in die er sich verliebte.
Er sah sie eines Abends bei Mondschein zum erstenmal und war
sofort von ihrer Schönheit tief ergriffen. Er beschloß, sich ihr zu
nähern. Doch da er schon wußte, wie unlagbar sich diese Mäd-
chen sind, mußte er sein Verhalten darauf einrichten, sie nicht zu
vertreiben. Er spielte also den Gleichgültigen, der sie nicht beach-
tete, und vertiefte sich vielmehr in ein Gespräch mit den Ein-
geborenen. Sie lehnte an einem Baum und hörte zu. Ihre
Galtung war so anmutig, wie es nur bei einer sechzehnjährigen,
hübschen Indianerin zu finden ist. — Mc. Govern fragte die
Eingeborenen, wie gewisse Worte in der Ideno-Sprache klingen
würden. Sie verstand seine Fragen und erbot sich mit kindlichem
Eifer, ihn zu belehren. Seine List war gelungen. Sie saßen
nun Stunde für Stunde in dem tropischen Juvellicht unter einer
Palme, während sie ihn die Worte ihrer Sprache lehrte und bis-
weilen sein Gesicht berührte, um ihm Mund, Nase, Augen zu
zeigen. Unzählige Sterne standen am Himmel. Plötzlich fragte
sie ihn, wie die großen, weißen Häuptlinge seines Landes die
verschiedenen Sternbilder nennen. Wie sollte das Mc. Govern
wissen, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die Erde zu erforschen.
Aber er ließ sich nicht einschüchtern. Für den Forschungsreisenden
ist das oberste Erfordernis Geistesgegenwart: er bewies sie auch
hier. Ohne Högern gab er den Sternbildern Namen, wie sie ihm
gerade einfelen, postfähe, herrliche Namen, die den Ohren des
kleinen Indianermädchens wie wohlklingende Musik klangen. Auch
sonst erzählte er ihr mancherlei von den Bräuchen seiner Heimat,
zum Beispiel, daß die kleinen Kinder gleich bei der Geburt mit
Namen getauft würden, die sie dann für den Rest ihres Lebens
trügen. Das braune Kind war entzückt, und er mußte alle Einge-
linge ihres Dorfes taufen. Wenn ein weißer Mann ihnen einen
Namen gab, würden sie gegen Krankheit und Tod geschützt sein.
Da wählte Mc. Govern denn unter den großen Namen aller Zeiten
und taufte die Indianerkinde: Plato, Diogenes, Cervantes. Kling-
gend mußten die Namen sein und eigenartig und fremd. — den
größten Beifall fand er, als er aus der Danks eines Tages An-
agnus wählte.

Das braune Mädchen aber wurde nicht milde, den Erzählungen
von den fremden Dändern zuzuhören und hatte nur die eine Seh-
sucht, das Land der weißen Männer zu sehen. Sie hatte ihr
ganzes Leben im Dschungel gelebt, sie war ein Geschöpf des
Waldes.

Mc. Govern gewann sie lieb. Er begann eine Dschungel-
hochzeit zu planen; er sah sein künftiges Leben vor sich als eine
einzige, lange Jagdexpedition, bei der sie ihm Führer und Ge-
sährtin war. Er wollte sich von dem alten Leben trennen; hin-
fort würde der Wald seine Heimat sein. Er beschloß, ihr das
alles am dem Abend zu sagen, wenn seine Leute zum Aufbruch
rüsteten. Er wußte, daß sie ihn liebte, und sah vor Augen, wie
seine Leute ohne ihn aufbrachen. Aber als er dem kleinen
Indianermädchen von seinen Absichten sprechen wollte, zögerte er.
Die Kindererziehung brachte ihn in die Welt des Wohlstandes

zurück. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß es grausam sein würde, sie zu heiraten. Das wäre, als wolle man einen wilden Vogel in einen Käfig sperren. Dieses hier war ihre Welt, er aber gehörte der Welt der weißen Männer an und mußte dort hin zurückkehren. Er hatte Arbeit zu leisten. Was er zu sagen beabsichtigt hatte, wurde nicht ausgesprochen. Er schenkte ihr eine Photographie, gab ihr einen Kuck und fuhr mit den Booten davon.

Die Geschlechtsziehung unter den Indianern am Amazonasstrom geht unter allerlei sonderbaren Gebräuchen vor sich. Der Freier bringt den Eltern der Braut Geschenke. Dann veranstaltet der Stamm der Braut ein großes Fest, bei dem der Schwiegervater das Mädchen dem Bräutigam feierlich übergibt. Doch darauf wird ein Raub in Szene gesetzt. Das Mädchen geht an den Fluß, wo die Rähne liegen. Hier ergreift der junge Mann sie, springt in ein Kanoe und paddelt mit ihr davon. Die Eltern der Braut stürzen hinunter an den Fluß und jammern und klagen über den Verlust ihrer Tochter, obwohl sie in der Tat sehr glücklich sind, das Mädchen unter die Haube gebracht zu haben.

Scheidung gibt es nicht. Wenn aber die Frau nicht bei dem Manne bleiben mag, so kehrt sie zu ihrer Familie zurück, und die allgemeine Meinung nimmt für sie Partei. „da der Mann ja sehr böse sein muß, wenn eine Frau gezwungen wird, ihn zu verlassen.“ — Weniger leicht hat es der Mann, der seine Frau wieder los sein möchte. Er kann sie freilich jeden Augenblick zum Hause hinausjagen, aber damit beleidigt er nicht nur die Frau, sondern auch ihren Stamm, und muß sich darauf gefaßt machen, daß es zum Krieg zwischen den beiden Stämmen kommt. Nur wenn sehr gewichtige Gründe für die Verstoßung der Frau vorhanden sind, wird dem Manne sein Verhalten verziehen. Für die Frauen ist also der Amazonasstrom ein wahres „Edorado“.

Große Autofahrt.

Von Max Geisenhühner.

Um acht Uhr am Abend stand das Auto vor der Tür. Es hieß, eine Dame solle noch mitfahren. Man wollte vor den Toren der Stadt irgendwo hübsch zur Nacht essen. Wie zauberhaft und dazu noch eine fremde schöne Dame. Sie kam, aber sie wollte sich noch schnell im Hotel für die Fahrt umziehen. So fuhren wir zum Gasthof und warteten, warteten. Sahen zu, wie die anderen Autos mit den anderen abendlichen Gästen in der Richtung zum Walde fuhren, sahen, wie aus Einzelmenschen liebende Paare wurden, wie ein Straßenreiniger unsichtbare Papierschnitzel aufhob, guckten nach der Uhr, auf den Hoteleingang und dann wieder auf die Straße, die Häuserfronten entlang und zurück, bis an den Dächern die Lichtreflexe aufstrahlten. Die Buchstaben ließen die Dachrinne entlang und verschwinden wie Einbrecher im Bodenseiterfenster. Wir wußten bald, welchen Cognac wir trinken mußten, wer unsere Hemden am besten wäsche, daß man den Gelden in seiner Seele nur durch Lebenssalz erhalten könne, der Himmel morgen sonnig bewölkt sei, der Fußballverein Titania mit 20 : 1 den Verein Obern besiegt und daß beim Silbermalen nur die Karben vom Frits Meier einen Erfolg verbürgten. Die Sterne erschienen am Himmel. Die Laternen brannten hell. Der Asphalt strahlte. Wir sahen auf die Uhr und den Hoteleingang. Die Zeitung schwebte aus der Tasche und drückte sich uns in die Hand. Wir lasen im Mondenschein den Leitartikel über die Notwendigkeit des Staates infolge der Hindernisse Steuerzahlungen, die Nachrichten über die Erbtochter der Altersgrenze für Politiker in Frankreich, ein Feuilleton von einer weinenden Kuh, die kein Taschentuch besaß, eine Annonce, in der ein Landgut gegen eine Flasche Affentaler verkauft werden sollte, und die Einladung der Stadt Mannheim, ihr umgeben zehn Millionen Goldmark zu pumpen. Zwei Insassen des Autos schliefen bereits und wurden vom Chauffeur sorgsam zugedeckt. Die andern ließen das Beifahrer aufmontieren, brachten den Hut tief ins Gesicht und hielten sich gleichfalls in Rand. Nach demarche der Wagen, als zog ihn der Motor einen steilen Berg hinauf.

Morgens um halb acht kam die Dame. Sie trug ein wunderbares, neues Kostüm. Leicht, elegant, schelmisch hüpfte sie daher, den Mantel über dem Arm. Wir stiegen aus und frühstückten im Hotel, während der Wagen von allein hette in die Garage fuhr.

Gedenktage.

12. Dezember.

Nudolf Heubner zum 60. Geburtstag. Es ist immer erfreulich, wenn sich die Dichter an ihren hohen Geburtstagen durch neue Werke so beschenken, daß den Zeitgenossen das Glückwünschen leicht wird. Und Nudolf Heubner, der am 12. Dezember 60 Jahre alt wird, hat uns einen neuen Roman vorgelegt, „Tage in Thule“, in dem sich die frohe Lebensbejahung und kraftvolle Natürlichkeit dieses Schriftstellers aufs schönste bewähren. Nudolf Heubner ist in Plauen im Vogtland geboren, studierte in Leipzig, Freiburg und Straßburg zuerst Germanistik, dann Jura, war danach bei den sächsischen Justizbehörden in verschiedenen Städten tätig und wurde 1903 Richter. Jetzt lebt Heubner in Wachwitz bei Dresden. Oft und gern ist ergerichtet, auch im Ausland, von wo er manchen Stoff und manche Stimmung für seine Werke mitbrachte. Unter diesen Werken hat wohl zuerst „Koroline Armer“ (1910) den Namen des Autors weiteren Kreisen bekannt gemacht, und jeder wird sich gern dieser reizvollen Frauengestalt erinnern, deren Entfaltung im Rahmen einer Kleinstadt geschildert wird. Das seiner Anlage nach größte Werk Heubners ist der Roman „Der

heilige Geist“, der in zwei Bänden („Jakob Siemerling & Co.“ und „Jakob Siemerlings Erben“) die Wandlungen des deutschen Kaufmannsgeistes gestaltet. Dieser ausgezeichnete Roman ist das bisher erfolgreichste Buch Heubners, von dessen Entwicklung und Schaffen die kleine Schrift „Nudolf Heubner und seine Dichtung“ von Rudolf Kläfer erzählt. Sie ist, wie alle Werke Heubners, bei L. Staackmann erschienen.

12. Dezember.

Der Dichter der „Alpen“. Zu den Werken, die jeder „Geisteslebe“ nennt, aber kaum einer unter Hundert wirklich kennt, gehört Albrecht von Hallers Dichtung „Die Alpen“. Klopstock, Goethe, Schiller, die ganze klassische deutsche Dichtung läßt den Einfluß jenes Gedichtes spüren, aber heute werden nur wenige das große Vorbild selbst lesen, und sein Dichter ist uns fremd geworden, wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil nur dies eine Werk für ihn zeugte. Aber um dieses einen Wertes willen wird man des Autors anläßlich seines 150. Todestages am 12. Dezember gedenken. — Albrecht von Haller ist am 1. Oktober 1708 in Bern geboren. Er verlor früh seine Mutter und wuchs in der Einsamkeit eines Bauernhauses bei Bern auf. Bereits mit 14 Jahren begann er bei einem Arzt in Biel das Privatstudium der Medizin, verließ aber bald die Schweiz und kam über Tübingen nach Leiden, wo er, ein Achtehnjähriger, zum Doktor promovierte. Nach der üblichen Bildungsreise, die ihn auch nach London und Paris führte, kehrte er in die Heimat zurück und widmete sich in Basel mathematischen und namentlich botanischen Studien, bis er sich 1729 in Bern als Arzt niederließ. Von 1736–38 wirkte er als Professor in Göttingen, danach wieder in Bern in städtischen Ämtern, unter anderem als Direktor der bernischen Salzwerke im Mhonetal, wo er seine Studien fortsetzen konnte. Er starb in Bern am 12. Dezember 1777. — Haller war also durchaus Gelehrter, und seine Dichtungen waren noch, im Stil der Zeit, Beschäftigung müßiger Nebenstunden. Sie umfassen den „Versuch Schweizerischer Gedichte“ von 1732, der „Die Alpen“ enthält, und drei Staatsromane aus den Jahren 1771–74, die ohne Bedeutung und ohne Nachwirkung geblieben sind. Mit jenen Gedichten aber und namentlich mit dem im Anschluß an eine Reise 1728 erschienenen „Alpen“ hat Haller Epoche gemacht. Während bis dahin deutsche Dichtung fast durchweg Gelegenheitsdichtung war, entstanden aus anderem Anlaß, zu bestimmtem Zweck, schrieb Haller aus innerstem Bedürfnis, „Die Alpen“, meint Goethe, seien der Anfang einer nationalen Poesie, ja man kann sagen, sie eröffnen, zusammen mit den Dichtungen Hagedorns, die deutsche Poesie der neuen Zeit. Das mag manchen veranlassen, den Autor in diesen Tagen der Erinnerung zu ehren durch Vertiefung in sein Werk, das jetzt am bequemsten wohl in der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ (Wb. 2/24) zugänglich ist. Dort wird man auch, von Harry Wagn, einem guten Kenner, eine ausschlupfreiche Einführung und Erläuterungen mannigfacher Art finden. Und nicht ohne Mißgunst wird man lesen, wie Haller seine „Alpen“ einleitet mit dem Satz: „Dieses Gedicht ist dasjenige, das mir am schwersten geworden ist.“

Allerlei Wissen.

Die Bevölkerung der Erde. Die heutige Bevölkerung der Erde wird auf 2000 Millionen Seelen geschätzt. Davon entfallen auf China und Indien ungefähr zwei Drittel. Viele andere Länder, wie Kanada, Australien, Sibirien und Brasilien, sind sehr wenig bevölkert, nur zwei oder drei Personen auf eine Quadratmeile. Es wird angenommen, daß nach etwa anderthalb Jahrhunderten die gesamte Bevölkerung der Erde 6000 Millionen betragen wird.

Wenig Berufe gibt es? Wenn jemand fragt, wie viele Gelegenheiten es gibt, um das tägliche Brot zu verdienen, dann ist die wohl eine lange Liste darüber aufzustellen. Diese würde aber genügt noch nicht an die englische Aufstellung heranreichen, die kürzlich der englische Arbeitsminister hatte anstellen lassen über die in England vorkommenden Berufe. Diese Liste ist ein Buch von 500 Seiten und enthält nicht weniger als 15 000 Berufe.

Nährwert der Milch. Ein Schularzt in Birmingham hat dreißig Kindern, beiderlei Geschlechts, im Alter von 7–11 Jahren zwei Monate lang täglich einen halben Liter Milch geben lassen, und nach Ablauf dieser Zeit eine wesentliche Zunahme des Gewichtes, der Körperkraft und der roten Blutkörperchen sowie eine erhöhte geistige Beweglichkeit entdeckt.

Fröhliche Ecke.

Ursache und Wirkung. Gfa: „Was ist ein Engel, Mama?“ Mutter: „Ein Wesen, das fliegt.“ — Gfa: „Meine Gouvernante kann aber nicht fliegen und doch nennt sie Papa immer Engel.“ Mutter: „Du wirst sehen, mein Kind, morgen fliegt sie!“

Gute Ansrede. Professor „Aber Schmidt, in Ihrem Aufsatz über die Ermordung Julius Cäsars sind mehr als zehn Tinten-spritzer! Wie kommt das?“ — Schüler: „Meine Feder sträubte sich eben gegen diese Schandtat, Herr Professor.“

„Laß mich in Ruhe,“ erwidert Fleitje.
Worauf Frau Fleitje schluchzend stammelt:
„Siehst du, liebe Freundin, so macht es nun. Seit fünfzehn Jahren hat er nichts als seinen eiligen Blinddarm im Kopf...“

Verantwortlich. Hauptschriftleiter Robert Styra, Pognan.